



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kinzel, Karl: Gottfried Keller und seine Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Musik noch so gut wie nicht betreten sind. Welch ein Liederheft könnten z. B. die Lieder an Lili werden, wenn ein Meister wie Brahms darüberkäme! Lieder an Lili? Wo stehen die denn? Ja, die stehen zerstreut, man muß sie sich zusammensuchen. Hier sind sie, nach der Zeitfolge geordnet und zu einer Liebesgeschichte verbunden, so ergreifend wie Schuberts Müllerlieder: Herz, mein Herz, was soll das geben — Warum ziehst du mich unwiderstehlich — Den kleinen Strauß, den ich hier binde — Und frische Nahrung, neues Blut — Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte — Angebenken du verklungner Freude — Holde Lili, warst so lang — Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen — Trocknet nicht, Thränen der heiligen Liebe — Im Felde schleich ich still und wild. Wer wagt sich dran?

Leipzig

Gustav Wustmann



Gottfried Keller und seine Novellen

Von Karl Kinzel (in Friedenau)



U eingehender Beschäftigung mit einem Dichter wird der Litterarhistoriker nicht immer bloß durch Neigung zu seinem Gegenstand oder durch innere Übereinstimmung mit seinen Lebensanschauungen oder durch Liebe und Bewunderung getrieben. Oft ist es ein eigentümliches Zusammentreffen äußerer Umstände, die von lange her immer wieder mahnend an ihn herantreten, oder innere Erlebnisse, die ihn drängen, einer Erscheinung seine Aufmerksamkeit zu widmen, an der er sonst nur sinnend vorübergegangen wäre. Daß Gottfried Keller, der Dichter des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Seldwyla,“ von vielen geliebt wird, war mir lange bekannt und bei den meisten nach seiner und ihrer Art auch wohl begreiflich. Daß ihn einzelne Kritiker hoch schätzten und über seinen großen Vorzügen die Schattenseiten seines Wesens vergaßen, war mir schon empfindlicher und regte mich zu immer neuer Betrachtung und Untersuchung an. Daß sich aber in neuer Zeit mehr und mehr eine maßlose Überschätzung dieses schweizerischen Erzählers breitmacht und festsetzt, daß man ihn zu einem der Größten, zu einem Klassiker zu stempeln und auch nach seiner ganzen Persönlichkeit den Besten unsers Volkes und Geistes zuzurechnen bestrebt ist, ja jeden, der diesem Urteil nicht blindlings beizustimmen geneigt ist, verächtlich ansieht und als „minderwertig“ betrachtet, das reizte meinen Widerspruch und machte den Drang in mir unwiderstehlich, ein nach allen Seiten gerecht abwägendes Urteil zu gewinnen und zu begründen.

In Hinsicht auf die ganze Persönlichkeit des Dichters, ohne die auch ein volles Verständnis seiner Dichtungen nicht zu erreichen ist, sind wir erst jüngst zu einem umfassenden Urtheil befähigt worden, seitdem das weitschichtig angelegte Werk von Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher, deren erster, fast 500 Seiten starker Band 1894 erschien, mit dem sechsen ausgegebenen dritten Bande von fast 700 Seiten vollständig geworden ist. Daß das Werk gerade eine unterhaltende Lektüre für weitere Kreise wäre wie eine Biographie Schillers oder Goethes, kann man nicht sagen. Das Leben des Dichters war an äußern Ereignissen nicht reich, und auch was uns von seiner innern Entwicklung entgegentritt, sowohl in der nicht gerade sehr fesselnden Darstellung des Biographen, als auch aus den Briefen Kellers selbst, erhebt sich nur zuweilen aus dem Alltäglichen in höhere Sphären. Meist weht uns der kühle Hauch des verständigen Republikaners und des vernünftigen Atheisten entgegen, und ein auffallend gemüthloser Ton erklingt fast durchweg. Sene Gemüthstiefe, bei der alle Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt Beziehungen auf das Innere gewinnen und Empfindungssaiten erklingen lassen, tritt sehr selten hervor, und doch scheint sie, nach meinem Geschmack wenigstens, bei einem wahren Dichter nicht entbehrlich zu sein. Eine Betrachtung seines Lebensganges wird das beweisen.

Gottfried Keller wurde am 19. Juli 1819 als zweites Kind des Drechslermeisters Rudolf Keller aus Glattfelden bei Zürich und seiner Gattin Elisabeth in dem eignen Häuschen der Eltern zu Zürich geboren. Die Dürftigkeit des Elternhauses war kaum weniger groß als bei der Geburt Schillers; auch sonst waren die Verhältnisse nicht unähnlich, nur war umgekehrt der Vater Handwerker und der Großvater mütterlicherseits Feldscher, aber der Vater war auch ein durch Strebbarkeit und Würde in Kleidung, Haltung und Gesinnung ausgezeichnete Mann, der ebenfalls Gedichte machte und mit dem Wort wie der Feder gewandt umzugehen wußte. Im „Grünen Heinrich“ hat ihm Keller zur Freude der Mutter ein Denkmal gesetzt, wenn auch seine Schilderung mehr auf ihren Erzählungen als auf eigener Wahrnehmung beruht. Denn schon in dem sechsten Lebensjahre Kellers starb sein Vater, dreiunddreißig Jahre alt, an der Auszehrung, nachdem er vier Kinder zuvor begraben hatte. So war Gottfried Keller mit seinem zarten Mütterlein und der zweijährigen Schwester Regula allein.

Die Mutter schildert Baechtold als eine verständige, brave Frau, nach außen etwas ängstlich und verschüchtert. „Dem Sohne gewährte sie in liebevoller Nachgiebigkeit ein größeres Maß von Freiheit, als ihm in früher Jugend zuträglich war. Dabei hielt sie ihn weniger zur Arbeit als zur Sparsamkeit an. Das war in ihren Augen die höchste Tugend für Leute von ihrer Lage. Der Sohn hat sich wenig davon angeeignet. Mit dem Gelde haushälterisch umzugehen war nicht seine Sache. Wer bei knappen Mitteln nie dazu kommt,

sich regelmäßig einzuteilen, sondern beständig genötigt ist, von der Hand in den Mund und zwar meist auf Borg zu leben, wird die Kunst des Haushaltens nie recht erlernen. Die Entbehrung, die sich die Mutter fortwährend auferlegte, ist dem Sohne in schwierigen Umständen wohl gekommen. *) Die Mutter war eine geistig aufgeweckte Frau, eine ganz vorzügliche Briefstellerin, die oft große Munterkeit des Gemüts, daneben auch eine gewisse schweizerisch derbe Rücksichtslosigkeit und Offenheit zeigt."

Die Schwester Regula blieb lebenslang ein bescheidenes Wesen, das man sich, bis auf die letzten Jahre, ganz gut aus der Umgebung des Bruders wegdenken kann. Sie wurde nach und nach ältliche Jungfrau und behielt seitdem etwas Mißvergnügtes, Mürrisches. Seit dem Tode der Mutter (1864) führte sie ihm die bescheidne Wirtschaft, freilich ohne die Fähigkeit, sein Leben freundlich zu schmücken. Zwischen beiden bestand ein ewiges Gebrumm. Und doch war sie ihm eine brave Schwester, die schließlich nur noch für ihn lebte.

Also darben hat Keller von seiner Mutter gelernt, und er hat es bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre oft genug geübt, aber weder sparen noch andauernd arbeiten. Ob sie auf sein Gemüt einen wesentlichen Einfluß geübt hat, ist nicht zu ersehen. Aus seinen Briefen an die Mutter klingt sehr selten ein herzlicherer Ton der Liebe, mehr stille, freundliche Verehrung.

Anfangs besuchte Keller die Armenschule, dann einige Jahre das Landknabeninstitut, eine Privatanstalt, wo man außer den Elementarfächern im Französischen, im Italienischen und in der Buchhaltung unterrichtet wurde, und seit 1833 die kantonale Industrieschule, die zur Vorbereitung auf technische Berufsarten, Gewerbe und Handwerk bestimmt war. Hier wurde er als angeblicher Rädelshführer einer lärmenden Unbotmäßigkeit (gegen einen Lehrer) von der Schule verwiesen, „während man die schuldigen Herrenjöhnchen schonte; das bittere Gefühl der ungerechten Relegation hat er nie recht verwunden. Seitdem war er völlig auf Selbstbildung angewiesen, die er von nun an mit einem heiligen Ernst betrieb, nicht ohne öfter schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reifern Jugendbildung zu sehen und den Verlust doppelt zu empfinden."

Im übrigen nahm er aus dem häuslichen Leben und dem Umgang in der Stadt mannichfache Eindrücke in sich auf, die sich später gerade in seinen Novellen und im Roman spiegeln und überhaupt seine jugendliche Phantasie mit bleibender Wirkung belebten: Hausgenossen und Hausfreunde, wie die Familie seiner Pflegeschwester Bäbeli (Das verlorne Lachen) und der durstige Schreiner Schaufelberger (Das Fähnlein der sieben Aufrechten), die Spiele der Jugend und das Mörser-schießen der Alten (Züricher Novellen), das Puppenspiel, das die ersten Dichtungen veranlaßte, und vor allem die Tröblers-

*) Davon hat er Vorteil gehabt.

leute Hoß (Frau Margreth und Vater Jakoblein im Grünen Heinrich). Der junge Keller war der erklärte Liebling der dicken Frau in weißen Hemdärmeln, die „eine große Sammlung Heiden- und Götzenbücher, d. h. alter, fabelhafter Reisebeschreibungen, apokrypher Evangelien und Prophezeiungen, kurioser Chroniken und vollstümlich theosophischer Schriften besaß. Er lauschte bei den nächtlichen Zusammenkünften ihren geheimnisvollen Erzählungen aus dem Reiche der Ahnungen, Träume und Geister, hörte von schreckhaften Erscheinungen am Himmel und unter der Erde und schauerte vor Lust, wenn auf Hexen, Gefängte, Männer ohne Kopf, die der Frau in ihrer Jugend manchmal begegnet waren, auf Scharfrichter und Teufelsbanner die Rede kam. Ein barockes Phantasielieben begann den Knaben auf gefährliche Weise zu bedrängen.“ Aller Vorstellungen bemächtigte sich die Phantasie und gestaltete sie frisch nach ihrer Weise aus. Als ein Beispiel erzählt er selbst in einem Brief von 1874: „Ich war ein Kind von kaum fünf Jahren, als ich von einer Nachbarin sagen hörte, man werde ihre Vermählung feiern. Ich verstand Vermählung und träumte gleich darauf von ihr, d. h. von der Person, wie sie entkleidet, in einen Backtrog gelegt und mit Mehl eingerieben und zugedeckt wurde, und dieser Traum hinterließ mir einen sehnüchtig traurigen Eindruck, der mich lange Jahre trotz allen Gelächters nie verließ.“

„In solch eigentümlicher Umgebung entwickelte sich, sagt Baechtold, in dem Kinde — es sind die ersten Vorzeichen des werdenden Dichters — der Hang, aus lauter Phantasie zu lügen, d. h. ohne böse Absicht mehr oder minder harmlose Abenteuer und Geschichten zu erfinden, die dann oft zu kleinen Verwicklungen führten. Ebenso bildete sich bei dieser stark in sich gefehrten Natur, die keine harte Berührung von außen duldete, der Trieb zur Einsamkeit, zur Einsilbigkeit aus, später, als sich der gewaltsam aus der Bahn geworfne Schüler zur Unthätigkeit verurteilt sah, die Neigung zu einem mürrischen Schmollen wie Pankratz und zu trübseligem Grillensfang.“

Bald regte sich in dem Knaben die Liebe zur Kunst. Ein nicht ganz gewöhnliches Zeichentalent brachte ihn auf den Gedanken, Maler zu werden. Die schönen Tage, die er in dem nahe gelegenen Heimatsort des Vaters, in Glattfelden bei seinem Oheim, dem Arzt Heinrich Scheuchzer und seiner Gattin Regula, „dem Urbild von Frau Regel Amrain,“ verbrachte, wurden vielfach zum Naturzeichnen benutzt. So brachte ihn denn die Mutter zu einem dürftigen Kunstmalers in die Lehre. Aber von gründlichem Unterricht war nicht die Rede, der Anfänger blieb bedauerlicherweise meist sich selbst und seiner ausschweifenden Phantasie überlassen, sodaß er, im Reime verpfuscht, es nie zu etwas Rechtem bringen konnte. Nach seiner Konfirmation (1835), die keinen besondern Eindruck auf ihn machte, fand er einen gediegnern Meister in Rudolf Meyer. Aber dieser verließ bald Zürich, und so reiste in dem Zwanzigjährigen der Entschluß, zu weiterer gründlicher Ausbildung nach München

zu gehen, wozu ein kleines väterliches, vom Oheim verwaltetes Vermächtnis die Mittel gewähren sollte.

Neben diesen malerischen Neigungen regten sich aber auch die dichterischen Triebe in allerlei kleinen Versuchen und den ersten Gedichten, zu denen ihn eine erste Liebe entflammte. Mir scheint eine Stelle aus einem Briefe, den er mit achtzehn Jahren an einen guten Freund schrieb, trotz aller jugendlichen Aufblähung am meisten die Bedeutung seines Geistes zu bezeugen und zugleich für sein Wesen bezeichnend zu sein. Da heißt es:

Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du schreibst: Mit den Thränen, die ich hier schon geweint habe, könnte man ein Paar Sommerhosen waschen. — Schämst du dich nicht ins innerste Mark hinein, das zu sagen! Fi! Weinen — weinen! Fi done! Einer, der ein Mann werden will, der das Menschengeschlecht verachtet, spricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei ist, so sollte der Mann sein ganzes Leben hindurch nicht mehr soviel Wasser vergießen, daß eine Fliege darin erlaufen könnte, weder aus Ärger noch aus Gefühl usw. Nicht daß das Auge des Helden sich nicht nehen dürfe; aber das sind seltne Fälle und köstliche Augenblicke. Wenn unaussprechlicher Gram um ein verlornes Seelengut, wenn bitterer Ärger über der Menschen Verworfenheit, erfahrener Undank, die Qual, seine hochstliegenden, herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, seine glühende Gedankenfülle erdrücken und verschlucken zu müssen, wenn noch hundert andre Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglings Brust einstürmen: dann kann eine schwere Thräne den Weg zum Lichte finden. Wie pochts dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennts und kochts und sprudelt und siedet es in der hohen, doch so beklemmten Brust, daß die Flammen hoch aufschlagen und die Hülle zu sprengen drohen! Starr wie ein Fels steht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallts hinauf, höher und höher aus dem zerknirschten Herzen, heiß wird die Wange, rot die hohe Stirn, und heiß dringt eine feuchte, volle Zäh'r ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug; aber mit der Thräne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haugt noch in der verlassenen Brust und giebt dem Dulder den schönen, großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Thräne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name weinen bleibe fern von ihr. Denn nur das Weib darf weinen, oder der Thor, oder der Bösewicht. Ich bitte dich also, dir das Weinen abzugewöhnen, sonst erlaufen deine edeln Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß du an einem andern Orte das Wort tugendhaft weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort tugendhaft ein kleinliches, ärmliches, frömelndes Ding und soll vom Manne gar nie ausgesprochen werden, weil der, der die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen wie jedem Tiere das Atmen; und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspricht jeder Fehler einer Tugend. Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des schlechten von himmelweisem Unterschied.

Diese Worte gewähren einen Blick in sein Innerstes, aus dem sie ohne jeden Zweifel offen und ehrlich — wie seine brieflichen Ergüsse immer — geflossen sind. Stark aufwallende Gefühle, die auch den stärksten übermännern, kannte er nicht, auch in seinem spätern Leben findet sich keine Spur davon. Er hat wohl thatsächlich nie eine Thräne vergossen. Er ging einsam durch die Welt; Weib und Kind hatte er nicht. Auch religiöse Empfindungen kannte er nicht. Seine einsamen Wege führten ihn auch davon immer weiter ab. Daß er je derartige Anregungen in seinem Elternhause empfangen hätte, auch davon findet sich nirgends eine Spur. Daher sind auch die Briefe seiner nächsten Jahre Urbilder von Trockenheit. Nie ein überschäumendes Gefühl, nie ein warmer Liebesausdruck gegen Mutter oder Schwester; selbst in den Liebesbriefen birgt sich die Empfindung unter trocknen Auseinandersetzungen.

Aber verfolgen wir zunächst den jungen Mann ein Stück weiter auf seiner Lebensreise und sehen wir, wie statt des Malers ein Dichter von der Wanderschaft heimkehrte.

Als „ein junges Männchen, dessen Gestalt ziemlich unter mittlerer Höhe geblieben war, auf dem schwächtigen Körper ein großer Schädel, mit einem aufs linke Ohr gedrückten Barett geschmückt,“ so tritt er uns 1840 in München entgegen, ein Kunstschüler, der mit den größten Hoffnungen nach Baierns Hauptstadt gekommen war, mit dessen Ausbildung es aber nur sehr langsam vorwärts ging. Die gehofften Erfolge blieben aus, vermutlich weniger aus Mangel an Talent als an Beharrlichkeit in der Arbeit, und die Mittel zum Leben waren so gering, daß er oft in der größten Not war. Dazu kamen Krankheit und Unglücksfälle mit seinen Bildern, die eigne Nachlässigkeit oder fremde Unzuverlässigkeit verschuldeten; so wurde sein Streben unterbunden, und es erwachten Zweifel in ihm an seinem Beruf. „Schon jetzt rief ihm ein Freund, den gerade eine Kellersche Leistung in einer Bierzeitung belustigte, er solle humoristische Aufsätze für öffentliche Blätter schreiben, was unter allen Umständen mehr einträglich als das Malen. Aber Keller lehnte jede Zumutung dieser Art rundweg ab“ und kehrte nach zwei und einem halben Jahre nach Zürich zurück.

Es folgte nun eine Zeit des innern Ringens. Immer mehr klärte und befestigte sich seine radikale politische und seine atheïstische Weltanschauung, wie sie allgemein in der Zeit lag und in der Schweiz besondere Gestalt gewann. Und aus diesen innern Kämpfen heraus wurde der lyrische Dichter Keller geboren, dem sich in rascher Folge Gedicht auf Gedicht entrang, sodaß er bald (1846) den ersten Band seiner Jugendsichtungen hinausgehen ließ. Einige Stellen aus seinem nur wenige Wochen des Jahres 1843 umfassenden Tagebuche will ich hier zu seiner Charakteristik mitteilen. Am 11. Juli schreibt er:

Das Wetter heitert ein wenig auf. Heute faßte ich plötzlich den Entschluß, einige Gedichte zusammenzupacken und einer Zeitschrift, etwa *Revalds Europa*, zu-

Grenzboten I 1897

zusenden mit einem sentimentalcn Magenjammerbriefe. . . Ich muß einmal etwas wagen, um den Karren aus dem Schlamm zu bringen. Geht es, so geht es und ist gut. Werde ich abgepeist, so habe ich das Meinige gethan und kann mit mehr Gelassenheit das Schickfal oder die Vorsehung walten lassen. Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten. Warum sollte ich nicht probiren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andre vernachlässigen. Eine leichte Erzählung, die erste, wurde heut erfunden und angefangen.

Später heißt es:

Mein vierundzwanzigster Geburtstag, der 19. Juli, ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden, und wenn ich etwas weiteres gelernt habe, so muß es durch inneres Anschauen und durch von Erfahrung gestärkte Auffassungskraft geschehen sein; denn in der gedrückten, kummervollen Lage, in der ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und mutig zu Tage bringen. Schreiben oder Lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn.

Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gährt in mir wie in einem Vulkan. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viel Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersekenden, höhnischen Wesen derselben noch nicht ausöhnen. Denn ich will eine so zarte, schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmahl auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Sein politischer Radikalismus klärte sich allmählich mehr ab. Schon 1847 gesteht er:

Aus einem vagen Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will. Daß Begeisterung und die frische Thatkraft, eine einmal erkannte Fessel zu brechen, oder mit andern Worten, der Sinn für die rechte und notwendige Revolution darüber nicht verloren gehen, bin ich versichert. Übrigens wird die Revolution von Tage zu Tage unzulässiger und überflüssiger, in einer Zeit, wo das lebendige Wort sich fast überall Bahn zu brechen

weiß, besonders aber bei uns, wo die Gerechtigkeit immer ekklanter nach jeder Verfinsternung auf dem gesetzlichen Wege sieht.

Für die revolutionäre Bewegung in Deutschland 1848 interessierte er sich lebhaft, doch war er nicht davon befriedigt. „Es weht, schreibt er, ein rauher, unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldnen Flammen hervor; aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in eine qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle, dämonische Wolke sich um so leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen.“ Mit dem bekannten schweizerischen Selbstbewußtsein schreibt er in einem Briefe: „Wie überlegen, ruhig, wie wahrhaft vom Gebirge herab können wir armen kleinen Schweizer dem Spektakel zusehen!“ Die Revolution gefällt ihm, aber die Revolutionäre nicht, die er 1849 in Heidelberg sah. „Ein roheres und schlechteres Proletariat, schreibt er an einen Freund, habe ich noch nirgends gesehen als hier. Man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht. Die sogenannten Führer sind aber auch darnach, nämlich die Redakteure der Winkels- und Lokalblätter usw. Vornirtere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niedern Volke.“

Seine religiöse Entwicklung fand ihren Abschluß in Heidelberg, wohin er im Herbst 1848 mit einem Stipendium seiner Regierung zu weiterer Ausbildung ging. „Schon näherte er sich seinem dreißigsten Jahre, und noch immer streckte er die Füße unter den Tisch der Mutter, ohne einen eigentlichen Lebensberuf ergriffen zu haben. Daß man in dieser Welt nicht bloß Dichter sein könne, sah er bereits ein. Die Züricher Jahre seit seiner Heimkehr aus München beklagte er stets als verlorne. Auch seine Umgebung bemerkte mit Bedauern, daß ein prächtiger Mensch und ein reiches Talent in dem regellosen Treiben Schaden zu nehmen, ja zu verwildern in Gefahr stand.“

(Fortsetzung folgt)

